

## **„Ein heißes Eisen ist es durchaus“**

**– Theodor Fontane und die Juden –**

von *Hans-Joachim Birkholz*\*

Ich spreche zu Ihnen als ein Leser, in dessen Leseleben seit Schülertagen Fontane ein fester Bestandteil war, oft auch Lebenshilfe.

Einen Knacks bekam meine Fontaneverehrung, nachdem ich seine Briefe in der Hanser-Ausgabe gelesen hatte. Hier trat im O-Ton seine Juden-Aversion offen zutage. War das derselbe Mann, der den Stechlin geschrieben hatte? Derselbe, der Pastor Lorenzens ergreifende Grabrede auf Dubslav von Stechlin verfaßt hat? Auf jenen, der nach herrschender Meinung das alter ego seines Autors ist?

Lorenzen sagt über Dubslav u. a.: „Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst. Er hatte die Liebe, Friedfertigkeit, Barmherzigkeit.“ Er war so gewissermaßen die personifizierte Humanität, der Inbegriff des menschlichen Darüberstehens. „Er hatte keine Feinde“. So einer soll aber ein Judenfeind, ein Antisemit gewesen sein?

Max Liebermann und Theodor Fontane sind sich wiederholt begegnet. Während der Maltage 1896 für die zwei Zeichnungen von Fontane haben sie sich gegenseitig schätzen gelernt. Fontane schreibt an seine Tochter Mete: „Ich freue mich, daß es doch endlich mal ein richtiger Maler ist, dem ich in die Hände falle.“ Und Liebermann erklärte dem Kunsthistoriker Jedlicka, der ihn mit Fontane verglich: „Daß Sie mich mit Fontane vergleichen, ist mir schmeichelhaft.“

---

\*Vortrag zum 31. Pankower Waisenhausgespräch am 6. Mai 2014 im Ehemaligen Jüdischen Waisenhaus in Berlin Pankow

Einige Zeit nach Fontanes Tod trifft Liebermann zufällig Otto Pniower, Freund der Familie Fontane und Mitglied der Nachlasskommission, die die ersten Briefbände herausgegeben hatte. Liebermann zu Pniower: „Was Pniower, Sie schreiben über Fontane; wissen Sie denn nicht, daß Fontane Antisemit ist?“ Gemalt hätte er ihn vermutlich nun nicht mehr.

Zu Lebzeiten verbarg Fontane mit Methode vor der Öffentlichkeit seinen Antisemitismus. Wie wir hörten, findet sich darüber nichts Gedrucktes. So dumm war er nicht, seine jüdischen Leser und Käufer zu verprellen. Auch wäre es wohl unmöglich gewesen, seinem jüdischen Verleger Hertz antisemitische Romane zum Druck anzubieten. Insofern auferlegte er sich einer strengen Selbstzensur. Wie er sich überhaupt vorgenommen hatte, öffentlich „nichts zu sagen, das irgendwie eine wunde Stelle treffen und weh tun könnte“ (an H. von Merckel 5.10.1858). Er war immerhin ein Antisemit mit schlechtem Gewissen. Seine mehrfachen Ansätze zu einer größeren - auch bekenntnishaften - Auseinandersetzung mit dem Judentum seiner Zeit blieben unvollendet: „Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft“ oder „Die Juden in unserer Gesellschaft.“

Obwohl es in seinen Romanen von Juden nur so wimmelt, spielen sie aber immer nur - vielleicht bis auf L'Adultera - eine Nebenrolle, meistens noch positiv gezeichnet. Allerdings hat Fontane wiederholt erklärt, dass er den Nebenpersonen vor den Hauptpersonen den Vorzug gäbe: „Meine Nebenfiguren sind immer Hauptsache. Nebenfiguren sind immer das Beste.“

Erst als seine Briefe an die Familie herauskamen, auf die ich mich im wesentlichen konzentriere, fühlte man sich ge- und enttäuscht. („Ist auch noch so fein gesponnen, muß doch alles an die Sonnen“ heißt es in „Unterm Birnbaum“). Dabei muss man berücksichtigen, dass Briefe für Fontane die ihm wesensmäßige Form der Mitteilung war. Sie sind nicht nur Bruchstücke einer großen Konversation (so Reich-Ranicki), sondern gelten als „des Menschen Eigenstes und Echtestes“, wird gesagt. Hier war er frei von sozialen, moralischen oder sonstigen Rücksichtnahmen, hier war er direkt und ausdrücklich. Hier gab es kein Such- und Versteckspiel wie in seinen Romanen. Bertram erkannte den ganzen, echtesten Fontane in seinen Briefen.

Fritz Mauthner, jüdischer Schriftsteller, dessen große Bewunderung für Fontane in eine Krise geriet, als er die Briefe las, sagt: „Die Briefe haben mich verwirrt, haben eine Seele aufgedeckt, die wir so mit der kränkenden Lieblosigkeit nicht gekannt hatten.“ Da konnten ihn auch Landauers Worte nicht trösten: „Fontanes Urteil über Menschen darf nie beirren. Er war eine Giftkröte.“

Dennoch war auch Thomas Mann irritiert, hielt an seiner unwandelbaren Liebe zu Fontane aber fest. Doch dem enttäuschten Maximilian Harden schrieb er: „Aber Sie kannten ihn doch! Wußten doch, daß er plauderhaft, gesinnungsschwach und skeptisch bis zur vollkommenen Unzuverlässigkeit war“. In diesem Sinne könnte man fortfahren.

Dabei waren die grimmigsten Ausfälle von der Nachlasskommission schon getilgt, gemildert oder umgeschrieben worden. Die Beteiligten fühlten sich über das Grab verpflichtet, Fontanes privat geäußerten Antisemitismus in seiner veröffentlichten Form nicht zuzulassen.

Geschrieben, aber später völlig getilgt wurde z. B. die folgende Passage im Brief an Emilie vom 17.8.1882: „Fatal waren die Juden; ihre frechen unschönen Gaunergesichter (denn in Gaunerei liegt ihre ganze Größe) drängen sich überall auf. Wer in Rawicz oder Meseritz ein Jahr lang Menschen betrogen oder wenn nicht betrogen, eklige Geschäfte besorgt hat, hat keinen Anspruch darauf, sich in Norderney unter Prinzessinnen und Comtessen mit herumzuzieren ....“

Oder ein anderes Beispiel im Brief an Tochter Martha vom 14.3.1888: „.....sich von einem Judenbengel, hinter dem leider viele, viele stehn, sagen lassen zu müssen.....“ wurde unter Auslassung des Judenbengel verändert in nur noch: „sich sagen lassen zu müssen.“ Aus ... „vor Ekel ausspucken über solch Judenbengelgebaren“ wurde verändert in „ausspucken über solch' Gebaren.“ Und so fort.

Sohn Friedrich allerdings fiel aus der Rolle, als es nun opportun schien, Fontane als lebenslangen überzeugten Antisemiten 1933 den Nazis anzudienen. Im Ruppiner „Stürmer“, einem Kampfblatt der SA, ließ er einen sog. Ungehaltenen Vortrag zu „Theodor Fontane und die Judenfrage“ drucken. Darin heißt es u. a.: „Welche tiefe

Abneigung er ihrer Rasse gegenüber empfand.“ Oder: „In der den Juden unter Hardenberg seit 1812 gesetzlich zugebilligten Gleichberechtigung sieht er die große Gefahr für das ganze Ariertum.“ Wenn er dennoch Rücksicht auf Juden nahm, so geschah es nur als Akt der Klugheit. Oder: „Fontane hatte sich vom Judentum total abgekehrt, hatte keine Freundschaften mit Juden mehr.“

Tatsächlich hatte Fontane seine jüdischen ehemals engen Freunde wie Wolfsohn, Lazarus oder Friedländer mit zunehmendem Alter und seinem verschärften Antisemitismus aus unterschiedlichen Gründen fallen gelassen oder ganz entsetzlich und niederträchtig verraten.

Auch wenn es bei Goethe heißt: „Übers Niederträchtige niemand sich beklage; denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage.“ Man kommt doch schwer darüber weg.

Aber, wird mancher sagen, nicht nur diese Töne! Um den Autor zu retten, werden die Vielzahl von Freunden angeführt, ich erwähnte es, die er unter den Juden anfangs hatte.

Hinzuweisen sei ferner auf den problemlosen Umgang mit etablierten jüdischen Intellektuellen und Künstlern, wir hörten es. Auch soll nicht verschwiegen werden, dass es auf jüdischer Seite zu seiner Lebenszeit eine regelrechte Fontaneverehrung gab. Denn sie sind ja vom Volk des Buches, wie Reich-Ranicki sagt. Sie haben ihn lange schon gelesen. Allerdings waren ihnen die anstößigen Äußerungen des Briefschreibers Fontane aus der Spätzeit weitestgehend unbekannt.

Heute wird, wie in der Forschung üblich, unter Antisemitismus jede Art negativer Vorurteilsbildung gegen Juden als Gruppe verstanden (Nipperdey). Der Antisemitismus im engeren Sinne, d. h. der völkische oder Rassenantisemitismus geht auf das 19. Jahrhundert zurück und gründet sich auf die Ideologie der Rasse. Er geht von der Überlegenheit der arischen Rasse aus und betrachtet die Juden als minderwertig.

Fontane nun spricht ganz ungeniert vom Judenpack, die semitische Nation sei ein Fremdkörper, ein Volk, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann, es gebe nun mal kulturell und rassistisch höher- und geringer wertige Völker,

äußerlich seien sie plump und hässlich – bis auf die klischeehaften “hübschen Jüdinnen” – , hätten lange Nasen und Gaunergesichter, seien physiognomisch abstoßend, „Judenfratzen“. Oder in Versform, geschrieben in den 1890er Jahren, veröffentlicht erst im Dritten Reich zur Beglaubigung:

„Die Meyerheims – man verstehe mich recht –  
Die Meyerheims sind ein Weltgeschlecht,  
Sie sitzen im Süden, sie sitzen im Norden,  
Ums goldne Kalb, sie tanzen und morden,  
Name gleichgültig, ist Rauch und Schall!  
Wohl, wohl, der „Meyerheim“ sitzt überall“.

Das ist mehr als der übliche Alltagsantisemitismus etwa nach dem Motto des Schweizers Jacob Burckhardt: „Wir waren doch alle ein klein wenig antisemitisch.“ So spricht ein in der Wolle gefärbter, waschechter Antisemit, zumal vor dem Hintergrund des Berliner Antisemitismusstreits, dessen öffentliche Debatte von 1879 bis 1881 Fontane genau verfolgte.

Er hielt's dabei mit Treitschke, nicht mit Mommsen oder Virchow. Dem antisemitischen Hofprediger Adolf Stoecker kommt im „Stechlin“ als Hintergrundfigur eine nicht unbedeutende Rolle zu. Den Auslöser und Scharfmacher Treitschke („Die Juden sind unser Unglück“) schätzte Fontane sehr, schon auch deshalb, weil er für seinen Erstlingsroman geschwärmt hatte und weil er einer der Befürworter seiner Ehrenpromotion war. Mehrfach, zuletzt noch in seinem letzten Lebensjahr nahm er Treitschke sogar gegen den Vorwurf des Antisemitismus in Schutz. „Wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich“, möchte man ihn dazu beim Wort nehmen. Dabei ist selbstverständlich Fontanes Ressentiment gegen Juden nicht mit der staatlich verordneten fabrikmäßigen Vernichtung der Juden durch den SS-Staat in einen Topf zu werfen. Er hat außerhalb solcher Unfassbarkeiten gedacht und gedichtet. Nicht jeder deutsche Antisemit ist post festum für die Vernichtung des Judentums verantwortlich zu machen. Doch jeder hat auf seine Weise ein Stückchen Inhumanität beigetragen (Nipperdey).

Wem allerdings so etwas wie das oben Zitierte leicht in die Feder fließt, dazu einen Ort als verjüdet, einen anderen als judenfrei bezeichnet, muss als typischer Antisemit im Sinne des 19. Jahrhunderts charakterisiert werden. Des 20. und 21. Jahrhunderts sowieso. Dass er diese Überzeugung mit den meisten seiner deutschen Zeitgenossen teilte, macht die Sache nicht weniger peinlich und peinigend.

„Ich bin von Kindesbeinen an ein Judenfreund gewesen und habe persönlich nur Gutes von den Juden erfahren – dennoch hab' ich so sehr das Gefühl ihrer Schuld, ihres grenzenlosen Übermuts, daß ich ihnen eine ernste Niederlage nicht bloß gönne, sondern wünsche. Und das steht mir fest, wenn sie sie jetzt nicht erleiden und sich auch nicht ändern, so bricht in Zeiten, die wir beide freilich nicht mehr erleben werden, eine schwere Heimsuchung über sie herein.“ Geschrieben im Dezember 1880 an seine Vertraute Mathilde von Rohr, die übrigens in jungen Jahren in Berlin auch einen kleinen Salon unterhalten hatte.

Fontane als Meister der Sprache wusste genau, was er damals schrieb. Er brauchte sich nicht im etymologischen Wörterbuch nach der Bedeutung des biblischen Wortes „Heimsuchung“ zu vergewissern. Es bedeutet „schweres Unglück“, Überfall eines Hauses und seiner Bewohner mit bewaffneter Schar, heißt Bandenverbrechen. Die mittelalterlichen Judenverfolgungen klingen an.

Und im Brief an Paulsen vom 12.5.1898 beklagt er mit Bezug auf die Juden u. a.: „... und das alles unausrottbar“. Das war schon damals ungeheuerlich. Wie klingt das heute für uns, die die Barbarei der Nazis an der Judenvernichtung kennen? Wobei nicht gesagt werden soll, dass Fontane diese etwa vorahnte.

Warum wurde das so lange unterdrückt, bagatellisiert, beschönigt, wenn auch nicht gänzlich bestritten? Von den drei großen Themen, die sich wie rote Fäden durch Leben und Werk Fontanes ziehen – Adel, Bismarck, die Juden – , wird das letztere besonders in Biographien auffällig unangemessen unbedeutend behandelt.

Helmut Nürnberger, der neben Gotthard Eler andere große Fontane-Kenner, Fontane-Forscher, Fontane-Autor, Ehrenpräsident der Fontane-Gesellschaft, äußert sich in seiner nun schon in der 28. Auflage erschienenen rororo-Monographie mit 200 Sei-

ten nur so: „Paulsen, der ihn zu einigen taktlosen Äußerungen über Juden im allgemeinen, seinen jüdischen Freund Friedländer im besonderen, verleitet hat.“ Aus! Punkt! Mehr nicht, keine Erklärung.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass Fontanes Charakter – gelinde gesagt – zwiespältig war. Was uns fehlt, ist ein Fontane von innen, eine psychoanalytische Studie, wie wir sie über Goethe von K.R. Eissler haben.

Er war ein Meister des Einerseits-Andererseits, des Sowohl-Als auch. Charlotte Jolles hat gemeint, der Begriff Ambivalenz träfe auf ihn und sein Werk als Erklärungsmuster am ehesten zu. Thomas Mann nennt ihn einen unsicheren Kantonisten. Und deutet, wie wir sehen, das vornehme Wort Ambivalenz als Unzuverlässigkeit. Nein, ambivalent ist der Antisemit Fontane keineswegs. Die beispielhaft zitierten Belege waren lange bekannt.

Darf man deshalb und beim heutigen Kenntnisstand noch sagen, „ein richtiger, ein eigentlicher Antisemit war er gar nicht“ (Nürnberger). Frage: Was ist ein uneigentlicher Antisemit? Oder: Man dürfe seine Äußerungen nicht im Lichte unserer Erfahrungen mit dem Holocaust be- und verurteilen und müsse seine mitunter bössartigen antisemitischen Äußerungen nicht mit purem Antisemitismus verwechseln (Erler). Oder: Man müsse zwischen dem privaten Antisemitismus und dem öffentlichen Werk unterscheiden (Reuter). Geht das: als Mensch Antisemit, als Romancier dagegen keineswegs? Eigentlich war er, so wurde auch gesagt, ein philosemitischer Antisemit, was in meinen Augen blanker Unsinn ist (Wolfgang Paulsen).

Fontane habe nur den Zeitgeist literarisch und publizistisch gespiegelt, ohne selbst als engagierter Antisemit in Erscheinung zu treten. Um einige der gängigen fontanefrommen Apologien zu nennen. Wer so spricht, ist der Gefahr ausgesetzt, sich seine eigene Antisemitismusdefinition und – das sei hinzugefügt – auch seinen eigenen Rassebegriff zu schnitzen, unter den Fontane dann bei aller Liebe nicht mehr fällt.

Richtig ist allerdings, aber auch das rettet ihn nicht: So wie bei Dubslav von Stechlin waren Paradoxien seine Passion. „Unangefochtene Wahrheiten gibt es nicht, und

wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.“ „Versteht sich, lieber Gundermann, was ich da gesagt habe ..... wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig.“

Konsequent sagt er: „Wir zählen uns nicht zu den Judenfreunden.“ Dann – wir hörten es – aber: „Ich bin von Kindesbeinen an ein Judenfreund gewesen.“ Ja und nein. So wie im Satz: „Die Juden sind nicht so schlecht wie manche meinen.“ Das ist selbstverständlich immer noch antisemitisch, sagt Bernd Balzer zu Recht.

Wie will man so einen auf etwas festnageln? Nun müssen Widersprüche in einer Lebensgeschichte nichts Anstößiges sein. Literaturwissenschaftler, Biographen und Herausgeber durchschauen das doch. Aber müssen gerade diese das Fontane'sche Verwirrspiel mitmachen? Gerade Leute vom Fach haben das Problem lange verharmlost und marginalisiert, relativiert. Die langjährige, zum Teil lebenslange Beschäftigung mit einem Autor schafft offenbar ein hohes Maß an Identifikation und führt schließlich zu einer Tabuisierung des Themas. Ausgenommen z. B. Hans Otto Horch im Fontane Handbuch, Wolfgang Paulsen, Bernd Balzer, Norbert Mecklenburg in Aufsätzen, Michael Fleischer in „Kommen Sie, Cohn“.

Anzuerkennen, dass sein Held zugleich den durchschnittlichsten, trübsten und menschenverachtendsten Meinungen seiner Zeit anhing, gar ein Feigling und Opportunist war, ist schon ein Elend. Dazu kommt, dass Fontane lange nur als Heimatschriftsteller wahrgenommen wurde. Erst spät wurde anerkannt, dass er mit Effi Briest und Stechlin in die Weltliteratur ragt.

Dazu Thomas Mann: „Eine Romanbibliothek der rigorosesten Auswahl, und beschränkte man sie auf ein Dutzend Bände, auf zehn, auf sechs – sie dürfte Effi Briest nicht vermissen lassen.“ Weltgeltung billigt er „Effi Briest“ allerdings nicht zu. Der Roman reiche ins „Europäische“ urteilt er. Dieser endlich erklommene Rang durfte keine Kratzer bekommen.

In Kenntnis des Antisemitismus von Fontane stellen sich Fragen. Muss seine Wirkungsgeschichte umgeschrieben werden? Was ist sein Lebenswerk weiterhin wert, wo nun gravierende Differenzen und Widersprüche aufgedeckt wurden? Können Biographien anerkannte Lebenswerke ruinieren? Ist Fontanes Antisemitismus etwa ein



Grund, um sein gesamtes künstlerisches Werk in den Orkus zu werfen? Das sicher nicht. Dafür ist sein Werk zu kolossal. Für manche ist es auch unwichtig, wer er persönlich war. Das Werk war größer und humaner als er selbst. Es bildet eine eigene Welt und ist nicht biographisch zeitgebunden zu lesen.

Aber Fontanes individuelle Glaubwürdigkeit ist zum Teil beeinträchtigt. Gordon Craig stellte fest: „Fontanes schwieriges Verhältnis zur Judenfrage schwächt natürlich seine Romane als Gesellschaftskritik.“ Und Günther de Bruyn bekannte aus Anlass seiner eigenen Ehrenpromotion, dass seine Freude am späten Fontane seit dem Briefwerk nicht mehr so ungeteilt sei wie früher.

Wir können uns nicht als moralischer Richter über Fontanes Makel aufschwingen. Betreiben auch keine Nestbeschmutzung. Aber wenn die auch damals schon durch Recht geschützte Würde und Ehre des Menschen – von wem auch immer – angefasst wird, muss das – gerade mit der Erfahrung des Holocaust – um der historischen Wahrheit willen offen als untragbar benannt werden. „Wir sollten uns hüten, seine Schwächen und Irrtümer zu retuschieren oder gar zu ignorieren“, um noch einmal Reich-Ranicki zu zitieren. Ist die Benennung einiger negativer Eigenschaften, wenn es sensibel geschieht, nicht sogar ehrlich? Was mit ehren und verehren zu tun hat. Dabei gilt natürlich auch für Fontane: Errare humanum est. Irrtümer sind Teil jeden Menschenlebens. „Nur der Irrtum ist das Leben“ (Schiller). Leider nur sind die Folgen hier unmenschlich.

„Schriftsteller haben die Pflicht – und je höher er steht, um so mehr – der Freiheit und Toleranz zu dienen“, so Fontane selbst. Daran ist er allerdings gescheitert. Seine Überzeugung zur Judenfrage beförderte eben nicht Toleranz und Solidarität. Sie beförderte Menschenverachtung, Diskriminierung, Ausgrenzung, Abschottung, wenn nicht noch mehr.

Eine etwaige neue Biographie müsste – insbesondere nach der verdienstvollen Fleißarbeit von Michael Fleischer – diesem heiklen Thema unbedingt ein eigenes Kapitel widmen. Und im Falle von Neuauflagen erschienener Lebensbeschreibungen müssten sie um ein solches ergänzt werden.

